

Die besseren Zeiten

CHRISTIAN HALLER

Mein Begleiter in diesen ersten Tagen war ein Klumpen Eis. Ich hatte ihn aus der Walm seitlich der Garage mit dem Schuhabsatz herausgeschlagen, stiess ihn auf der Strasse vor mir her, über Teerbelag und Schneesere. Mit ihm wagte ich die ersten Erkundungen zum Dorf, die mich über die Bahnlinie und an einem niederen Wohngebäude entlang zur grossen Kreuzung führten, der gegenüber der Gasthof stand, ein massiges Steinhaus mit Rundturm. Ich trat den Klumpen mit der Schuhspitze, deren rehbraunes Leder schon nach wenigen Stössen eine eingerissene Stelle hatte, die wie eine Schürfwunde aussah und Mutter in eine grössere Verzweigung stürzen würde, als wenn ich mir das Knie aufgeschlagen hätte. Schuhe aus der Stadt, aus dem bevorzugten Geschäft von Bally, mit dessen Geschäftsführer man befreundet war! Kaum musste man hier, zwischen den Molassehügeln, leben, begann dieses ihr gemässe städtische Herkommen auch schon zu «leiden», wurde schadhaf, zwang einen, die Stelle mit Schuhkrem zu vertuschen. Ich fand jedoch schnell heraus, dass ich den Klumpen Eis anstatt mit der Spitze, mit Sohle und Absatz treten musste, er sich dadurch genauer in die Richtung lenken liess, in die ich gehen wollte und dabei die Schuhkappe schonte. So kickte ich den Eisklumpen vom Gasthof auf der alten Dorfstrasse an Wylers Viehhandlung vorbei zum Bäckerladen, dem gegenüber, hinter einer Reihe von Bäumen, die Turnhalle lag, wohin Vater mich zum Rektor der Schule gebracht hatte, und weiter bis zur Brücke vor. Ich blickte über das Geländer auf das schnelllaufende Wasser, das breit und flach, zwischen gemauerten Ufern aus der Ebene heranfloss, von den Steinen aufgerührt, unter der Brücke durch – und hinwegzog, an der Mauer eines herrschaftlichen Hauses und daran sich anschliessenden Fabrikgebäuden vorbei. Das Brückengeländer war so eisig, dass meine Handschuhe daran kleben blieben, und während ich die Eisenstange umklammerte, um durch die Wärme der Hände die wollenen Fäustlinge wieder abzulösen, sah ich auf die am Ufer unter mir aufgestossenen Eisplatten. Sie türmten sich mit Kanten und Spitzen hoch, schichteten sich übereinander, bildeten Gebirgszüge. Einzelne waren leuchtend glasig, andere trüb, Schnee hatte Senken ausgefüllt, sich hinter Bruchlinien angehäuft. Und ich sah von hoch oben auf diese arktische Landschaft, wie ich sie von Aufnahmen in einem Buch her kannte.

KABLUNA – SO HIESS DER TITEL des Buches. Er bedeutete in der Sprache der Nitsilnik-Eskimos die Fremden, die Anfang des 20. Jahrhunderts zu ihnen vorgedrungen waren: Forscher, Missionare, weisse Jäger. Das Buch zu lesen war mir noch nicht möglich, und ich vermute, dass auch niemand sonst von der Familie es je gelesen hat, ob schon der Leinenrücken mit den verblasenden, farbig eingepprägten Buchstaben «K-a-b-l-u-n-a» stets auf dem untersten Bord des Bücherschranks gestanden hat. Der Einband war von derselben Farbe wie das urtümliche – und wie ich anfänglich glaubte – steinerne Kreuz, das an zwei rostigen Ketten im gedeckten Zugang zum Haus von der Decke hing; ein kalkig bläuliches Grau. Dieses gedrungene Kreuz, mit einem Loch in der Mitte, in dem eine elektrische Birne



brannte, war der Wirbel eines Walfisches, von dem niemand zu sagen gewusst hätte, woher er stammte und wie er hierher ins Dorf gelangt war. Doch der Walfischwirbel verband die ungewohnte Schneelandschaft mit den Schwarzweissfotos von den Eskimos in ihrer Fellkleidung. Er liess mich in der Fantasie, wie durch die enge Röhre des Iglu, aus der Bilderwelt des Buches in die Schneelandschaft hinausschlüpfen, in die unberührte Weite der Ebene, die sich als ein Stück urzeitliches Land gegen den Wald hin ausdehnte.

DER EISKLUMPEN begleitete mich auch zur Schule, wo ich ihn hinter einer Mauer versteckte, um ihn nach dem Unterricht wieder hervorzuholen. Doch je öfter und weiter ich ihn vor mir herstiess, froh darüber, niemanden beachten zu müssen, desto kleiner und runder wurde er, bis er durchsichtig war wie ein Kristall und auf dem Nachhauseweg zersprang.

Meine Schulkameraden trugen im Gegensatz zu mir schwarze, genagelte Schuhe, einige sogar mit Holzsohlen, etwas, das ich noch nie gesehen hatte. «Holzböden» nannten sie die Dinger, die einen eigenen Klang auf dem geölten Parkett und den Granitstufen des Schulhauses erzeugten und auch das Gehen selbst hölzern machten. Sie hatten gegenüber den genagelten Schuhen dafür den Vorteil, auf den Schleifbahnen – einem Streifen Eis unter den Fensterreihen des Schulhauses, über den die Jungen nach einem Anlauf glitten, die Arme ausgestreckt – unschlagbare Längen zu schaffen. Ich stand in meinen Halbschuhen mit Gummisohlen abseits, lehnte an den Stamm einer Linde und sah zu wie die Jungen mit offenen Mündern übers Eis glitten, einen Schal um den Hals geschlungen. Die Mutigsten und Kräftigsten brüllten, um die Bahn freizubekommen, schossen halb in der Hocke über die schwärzlich glänzende Fläche und fanden die Bewunderung ihrer Mitschüler, wenn sie am Ende der Bahn ins Stolpern gerieten oder gar nach einem Sprung sich überrollten, auf die Beine kamen und den Schnee von den Hosen klopfen. Mit mutwilligen Augen schlurrten sie an der Schleifbahn entlang zurück zum Anlauf, gaben einem Zögerlichen, der stocksteif übers Eis geglitten kam, einen raschen Tritt

in die Schuhabsätze, dass er hinfiel, zum Gaudi auch der Mädchen. Und ich dachte an den Pausenhof in B., bei dem Mädchen und Knaben durch eine Ziegelmauer getrennt waren, die Schüler ihre Milchflaschen tranken, die seit neuestem ausgegeben wurden, an einem Apfel kauten, den man sich aus einer Harasse nehmen durfte, und ich mit der blauen Pillendose aus der Zeit von Vaters Erblindung renommierte. Ich wollte so gerne eine Brille haben, wie Emanuel, ein dicklicher Junge, der bereits lesen konnte, und zeigte jedem das Döschen, behauptete, ich müsste Pillen gegen ein allmähliches Erblinden einnehmen – und schaute hier in S. den Jungen zu, wie sie den kleinen Posthaltersohn mit Schnee einrieben, die Trambahn mit Schneebällen bombardierten, beim Klingelzeichen als ein wüster Haufen zum Eingang drängten, um in das Schulzimmer zu stürmen, in dem ein Gelächter ausbrach, wenn ich antworten musste. Der Dialekt, den ich sprach, löste jedes Mal, wenn Fräulein Kleinert mich aufrief und ich aus der Bank treten musste, um zu antworten, eine gewaltige Heiterkeit aus, die sich in einem Fall zu einem höhnischen Gebrüll steigerte, das Fräulein Kleinert auch mit dem Rohrstock nicht mehr zur Rason prügeln konnte. Das Wort «viel». An der Wandtafel stand mit Kreide das andere «fiel» geschrieben, stand in exakter Schulschrift da, und das Fräulein zeigte mit dem Stock auf das F, fragte, wie sich das andere klanggleiche Wort schreibe, das auf Fülle und mehrere Dinge verweise und nannte meinen Namen. Ich trat aus der Bank, sagte in meinem Dialekt und wie ich es in B. gelernt hatte, «viel» schreibe sich mit einem V wie bei Vögeln, mit einem «Vö-gel-V».

UND ICH SAH IN DIE mich umringenden Gesichter von Jungen und Mädchen, noch von der Kälte gerötet, aufgerissene Münder, schmale, glänzige Augen, hörte ihr Gelächter, in dem ein Enthemmtheit war, eine Derbheit auch, sah, wie das Fräulein, dessen Züge sich von einer Hitze rötete, mit dem Stock auf die Pultplatte drosch, «Ruhe!» schrie – und wusste nicht, dass ich es eben geschafft hatte, auch mit Halbschuhen an den Füssen und einer Baskenmütze auf dem Kopf, von meinen Mitschülern an-

CHRISTIAN HALLER

Mit seinem neuen Roman «Die besseren Zeiten» schliesst der 63-jährige Laufenburger Autor seine von der eigenen Familiengeschichte inspirierte «Trilogie des Vergessens» ab. Diese dichterische Spurensuche nach den Determinanten der Herkunft hatte vor 5 Jahren mit dem wunderbaren Roman «Die verschluckte Musik» begonnen. Darin ging es um die greise, teilweise verwirrte Mutter des Erzählers, vor allem aber um die Welt, aus der sie kam. Das Buch beschwört eindringlich und hochpoetisch eine grossbürgerliche Kindheit in Rumänien im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts, den tragischen Niedergang des Grosspapas nach der erzwungenen Rückkehr in die Schweiz und verknüpft damit eine luzide Darstellung des diktaturversehrten heutigen Rumänien. 2004 folgte «Das schwarze Eisen», worin Christian Haller sich weit ausholend und tieferschürfend der unbequemen Geschichte des Grossvater väterlicherseits stellt; zugleich steuert er damit ein faszinierendes Kapitel schweizerischer Industrie-, Sozial- und Mentalitätsgeschichte bei. Denn nicht aus privater Obsession, sondern aus gesellschaftlichem Interesse betreibt der studierte Zoologe und Paläontologe Haller, geboren in Brugg, aufgewachsen in Basel und Suhr, seine akribische Familienarchäologie. Dem Typischen, dem Exemplarischen gilt erst seine Forscherneugier, dann seine poetische Energie. So auch im neuen, intensiven Roman «Die besseren Zeiten», welcher nun die eigene Kernfamilie in den Blick nimmt. Vom Grossvater aus Basel zurück in den Aargau beordert, tut sich die junge Familie mit den weit engeren ländlichen Verhältnissen schwer. Jeder flieht in seine eigenen Träume, und, zunächst unmerklich, beginnt die Familie auseinander zu brechen. Die für «Literaargau» zum Abdruck ausgewählte, eher helle Passage aus den Anfangskapiteln zeigt den brillanten Erzähler als Knaben in der noch ungewohnten neuen Schulsituation – und wie er sich darin überraschend behauptet. «Die besseren Zeiten» erscheint Ende September. (HUP)

genommen zu werden. Noch keiner hatte sowas wie mit dem Vögeln und dem V bei Fräulein Kleinert gewagt.

Literaargau

Unveröffentlichte Texte
von Autorinnen und Autoren
aus dem Aargau

«Literaargau» ist ein Projekt des Aargauer Kuratoriums und der Aargauer Zeitung und des Zofinger Tagblattes. Es stellt der Leserschaft unveröffentlichte Arbeiten von Aargauer Schriftstellerinnen und Schriftstellern vor, ermöglicht ihr quasi einen Blick in die Schreibwerkstatt. In loser Folge erscheinen an dieser Stelle im Foyer-Bund literarische Texte.

Die Texte werden ergänzt mit einem Porträt, dessen fotografischen Teil Olivia Houssler im Auftrag des Aargauer Kuratoriums für «Literaargau» realisiert.

